

Jetzt Dringliches und bleibend Wichtiges: Wozu ist die Kirche gut?

Impulsreferat zum Zukunftskongress der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg, 6. Juli 2012

Mit 1.100 Delegierten aus allen 117 Gemeinden und kirchlichen Arbeitsfeldern beging die Evangelisch-Lutherische Kirche in Oldenburg am 6. und 7. Juli in der Weser-Ems-Halle einen „Zukunftskongress“. Eineinhalb Tage lang wurde die zukünftige Ausrichtung der Kirche diskutiert. In 17 Foren, Podien und Workshops wurde über die bis 2030 bevorstehenden strukturellen Veränderungen, die schon allein als Konsequenzen des demographischen Wandels vorzunehmen sein werden, diskutiert: Welche Schwerpunkte sollen gesetzt werden? Was sollte sich ändern an den Gemeinden? Welche Relevanz soll der überörtlichen kirchlichen Arbeit zukommen? Die Ergebnisse der Arbeitsgruppen werden nun der Synode zur Diskussion vorgelegt. Zum Auftakt dieses in seiner Art einmaligen Kongresses sprach der EKD-Ratsvorsitzende Präses Dr. h.c. Nikolaus Schneider ein ermutigendes Grußwort, während der Mathematiker und Philosoph Prof. Dr. Gunter Dueck aus Heidelberg in einer kabarettistischen Einlage für mehr Mut zu neuen Medien plädierte. Wir publizieren hier den theologischen Impuls von Prof. Dr. Ulrike Link-Wieczorek, Universität Oldenburg.

1. Einleitung

Kirchen prägen in sehr unterschiedlicher Weise heutzutage unsere Gegenwart. Uns hier in Deutschland fallen vielleicht zuerst die neuen Leerstellen auf: Im wahrsten Sinne des Wortes leere Kirchen, so leer, dass sie umgewandelt werden müssen in mehr oder weniger profane Gebäude – und wie in einer erkalteten Beziehung merkt man oft erst dann, wenn dieser Trennungs- und Umwandlungs-Prozess beginnt, was man eigentlich verloren hat. Wer hingegen von einer Reise in die USA zurückkehrt, mag geradezu gegenteilige Bilder im Kopf haben: Allein 380 Kirchen soll es in Columbus in Ohio geben. Sie gehen dort eine Straße entlang und passieren in unmittelbarer Nachbarschaft eine Kirche nach der anderen – eine baptistische, eine methodistische, eine presbyterianische, eine adventistische, ja, auch mal eine lutherische oder eine katholische. Wieder ein anderes Bild mag sich dem Toskana-Urlauber eingeprägt haben: Der Blick vom Hügel herab auf die Stadt Siena mit dem imposanten Dom aus schwarzem und weißem Marmor im Zentrum der pulsierenden Stadt. Oder denken Sie an den Kreml-Bezirk in Moskau, der gleich mehrere Kathedralen mit funkelnden goldenen Zwiebeltürmen beherbergt. Wieder ein anderes Bild: die Käfige der gefangenen Täufer zu Münster aus dem 16. Jahrhundert, noch heute zu sehen am First der dortigen Lambertikirche. Von

hier aus mag unser inneres Auge wandern nach Berlin zur mahnenden Ruine der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, ähnlich wie die Ruine der Kathedrale von Coventry ein Mahnmal gegen den Krieg und zusätzlich gegen die politische Versuchung der Einheit von Thron und Altar. Und last but not least wieder ein anderes Bild: Die Lambertikirche zu Oldenburg, immer für eine Überraschung gut, weil sie innen so anders aussieht als außen und damit Zeugnis gibt für die Gestaltungsleidenschaft der Christen-Bürger in vergangenen Jahrhunderten.

Wie nichts anderes bezeugen und symbolisieren Kirchengebäude Geschichte. In historisch und regional unterschiedlicher Weise prägen sie allein architektonisch Städte und Dörfer Europas. Weithin sichtbar standen sie im Mittelalter für eine gesellschaftliche Ordnung in christlicher Prägung, mächtig und stark die Macht Gottes repräsentierend. Je moderner sie werden, jedenfalls in Europa, desto niedriger, oft auch kuscheliger werden sie – Ort für Individuen und ihre Begegnung mit Gott, möglichst auch Zeichen für eine weniger hierarchische Ordnung sogar im Gottesverhältnis. Mit der Individualisierung und dem Du auf Du-Verhältnis zu Gott jedoch scheint auch die Nachfrage nach Kirche zu schwinden: Von den 31 Prozent der evangelischen Bevölkerung in Deutschland gehen heute nur noch vier Prozent in den Gottesdienst. Auch das gehört zu Deutschland. Und: wenn Kirche wächst heutzutage in Europa, dann dort, wo Menschen aus anderen Teilen der Welt zusammenkommen: in Migrationskontexten.

Ich möchte im Folgenden meinen Impuls in drei Schritten geben:

Zuerst soll etwas gesagt werden über das bleibend Wichtige der Kirche, über das, wozu sie gut ist. Dann folgen Gedanken über das, was mir heute aktuell dringlich zu sein scheint. Und schließlich soll ein Plädoyer für eine ökumenische Identität der Oldenburger Kirche ertönen – eine immerwährende Dringlichkeit.

2. Bleibend wichtig: Das eigene Leben als Gottes Gabe wahrnehmen lernen – für eine hörende, fragende, widerständige und feiernde Kirche

Im Augsburger Bekenntnis 1530, als die evangelischen Stände auf dem Reichstag zu Augsburg ihr „Profil“ darstellten, wie man heute wohl sagen würde, heißt es: Kirche ist da, wo das Wort Gottes evangeliumsgemäß gepredigt und die Sakramente würdig gespendet werden. Da, wo Gottesdienst ist, könnte man sagen. Hätten Sie das gedacht? Kirche ist da, wo rechter Gottesdienst ist? Ist Kirche also eine Gottesdienstgemeinschaft, an der heute nur noch vier Prozent der Mitglieder partizipiert?

Kirche entwickelte sich aus den ersten Gemeinden in neutestamentlicher Zeit. Hier wird allmählich das, was schließlich zur Institution und Bedeutung von Kirche geworden ist: Aus den Gemeinschaften, die sich sammelten, um das Evangelium, das Wort Jesu Christi nicht nur zu hören, sondern auch zu leben. Sie lebten es in Zeiten der Verfolgung, sie bezeugten es zum Beispiel durch Kriegsdienstverweigerung, durch Verweigerung des Kaiserkultes, sie trafen sich heimlich in Katakomben, sie besuchten die Kranken und versuchten, gemeinsam mit Armut und Ungerechtigkeit fertig zu werden. Sie vergewisserten sich im Gottesdienst der Kraft der Auferstehung Christi, in der sie nicht nur für sich selbst zu leben suchten, sondern

die sie auch anderen bringen wollten. Das Evangelium zu hören ist also mehr als nur etwas die Ohren betreffendes, und so muss man sich wohl auch im Augsburgener Bekenntnis den Sinn der Predigt des Evangeliums und das Feiern der Sakramente ganzheitlicher vorstellen. Hören und Bezeugen, Hören und Leben gehören hier eigentlich zusammen, und es ist absolut nicht nur eine Sache für den Sonntag. Menschen verließen mit Sack und Pack ihre Heimat, um ihren Glauben so leben zu können, wie sie es für richtig hielten. Die Kirche hatten sie quasi im Gepäck, in der stärkenden Erinnerung an den Ruf Christi, sich seiner Gegenwart sicher zu sein und ihr Leben in derselben hartnäckigen Hoffnung zu gestalten, von der schon Jesu Leben geprägt war: dass es Gottes Barmherzigkeit sein wird, die am Ende als Letzte lachen wird und die schon jetzt inmitten all der Mühsal des Lebens ihren Vorgesmack vorausschickt. Und so sei es auch heute: In der gemeinschaftlichen Vergewisserung der Hoffnung soll es möglich werden, auch das eigene Leben als etwas anzunehmen, das von Gott gegeben wurde, um in dem je eigenen kleinen Fleckchen Leben die Gegenwart Gottes und seiner Zukunft freizulegen, sei es als Kraft, umzukehren und etwas noch einmal ganz neu zu machen, sei es, als Trost, gebrochenes Leben auszuhalten oder sei es als Ermutigung zur Widerständigkeit gegen lebensfeindliche Strukturen. Auf diese Weise in den Spuren göttlicher Verheißung unterwegs zu sein, nicht allein zu sein, auch wenn man sich gar nicht persönlich kennt, aber doch andere mit derselben erinnernden Vision um sich zu haben – das ist das bleibend Wichtige an Kirche. Unbedingt gehören Gottesdienste dazu, die Gestaltung des Kirchenjahres, das gemeinsame Gebet als Gelegenheit, viele mit einer Sprache zu hören vor Gottes Angesicht, klagend, hoffend, bittend und dankend. Natürlich ist es schmerzhaft, dass das nicht mehr zum selbstverständlichen Rückgrat von Kirche zu zählen scheint – und natürlich darf nicht aufgehört werden, alles zu versuchen, dass sich das ändert. Es wird überlegt werden müssen, ob auch neue Gottesdienstformen, andere Gottesdienstzeiten und durchaus auch spezifische Gottesdienstgemeinden gestaltet werden können – nicht eigentlich, weil es weniger kostete, sondern weil es neue Atmosphären schaffen könnte, einen neuen Stil, der mindestens auf manche Menschen einladender wirkt.

Zu Kirche gehören weiterhin Menschen, mit denen man auch zusammen nachdenken kann über Fragen des Glaubens, ohne dass es einem peinlich sein muss. Es gehören Menschen dazu, mit denen man auch zusammen Kinder erziehen und Kranke besuchen kann, mit denen man Erfahrungen, das Leben als Gabe Gottes zu nehmen, teilen kann. Und es gehören Menschen dazu, mit denen man gemeinsam Gott loben und sich seiner Gegenwart vergewissern kann, innehaltend an Sonntagen oder Feiertagen. Es gehören Menschen dazu, mit denen man das Leben feiern kann, die man auch dabei erleben kann, wie sie Gott loben und ihm danken. Das ist gemeint, wenn es heißt, Kirche sei die Gemeinschaft der Gläubigen, eben ekklesia, Versammlung: eine Gemeinschaft, die sich gegenseitig innen und außen ist. Aber vielleicht kann man sie sich aus verschiedenen Teil-Gemeinschaften denken – „Kreise“ sagt man wohl dazu in der Kirche. Und wie gesagt: Vielleicht müssen die Kreise nicht immer aus einer einzigen Gemeinde stammen, sondern aus mehreren kooperierenden. Kirche ist immer auch mehr als nur die einzelne Ortsgemeinde, darauf kommen wir gleich noch genauer.

Die biblischen Texte haben mehrere Bilder für die Kirche gefunden. Da ist zum Beispiel, fast alle hier werden es kennen, das Bild vom Leib und seinen Gliedern. Schon in der Antike galt es als Bild für eine lebensfördernde Gemeinschaft. Kann denn ein Leib Leib sein, fragt der Apostel Paulus, ohne Arme, Beine, Hände, Füße, Ohren, Augen oder Mund? Und kann er es etwa nur mit Armen oder nur mit Ohren, nur mit Mündern sein? Ein wunderbar einleuchtender Vergleich für die lebendige Vielfalt der Kirche, die es natürlich auch übergemeindlich gibt! Aber Vielfalt ist nicht alles: Das Bild von der Kirche als Leib Christi richtet die Aufmerksamkeit auf die Verbundenheit mit Christus. Kirche hat es intensivst mit Christus zu tun, und Christus ebenso intensivst mit der Kirche. Es geht nicht um die Gläubigen allein, es geht um Christus selbst. Die Kirche ist sein Leib, durch sie wird er sichtbar, hörbar und wirksam in der Welt. Sie ist institutioneller Ort, an dem die Versammlung der Gläubigen dies bezeugt und sich in diesem Zeugnis bestärkt, und sie ist damit immer auch das Instrument, mit dem Gott dieses Zeugnis in die Welt bringt. Wo Kirche nicht lebendiger Hinweis ist auf die schöpferische und versöhnende Zuwendung Gottes für alle Menschen, da ist sie nicht rechtmäßig Kirche.

Es war der byzantinische Theologe aus dem 4. Jahrhundert, Johannes Chrysostomos, der davon sprach, dass die Kirche zwei Altäre habe: einen in der Kirche und einen in der Welt unter den Armen. Vielleicht werden Sie heute sogar von drei Altären reden wollen: einen in den Kirchengebäuden, einen in der Gesellschaft und einen in der Welt. In der Gesellschaft und in der Welt übernimmt die Kirche Verantwortung in der Lebensgestaltung und bringt ihre Stimme ein im Ringen um Freiheit und Gerechtigkeit und menschenwürdiges Leben *aller* Menschen. Allerhand kirchliche Werke und Institutionen dürfen uns dabei in den Sinn kommen: Diakonie, Kindergarten, Schulen und Krankenhäuser und überhaupt das kirchliche Engagement in der Öffentlichkeit in der Gesellschaft und der Welt. Und doch kann Kirche nie Kirche ganz ohne Gottesdienst sein – ohne die sinnenhafte Hinordnung der Gläubigen zu ihrem Herrn Jesus Christus. Wir haben darum tatsächlich auch viel mehr Gottesdienste als die Sonntagsgottesdienste – in Krankenhäusern, in Altersheimen, in Kindergärten, aus Anlass von Trauungen und Trauerfeiern oder zu Beginn und Ende von Konferenzen. Jeder Gottesdienst hat eine stellvertretende Funktion und Reichweite, die über die konkrete feiernde Gemeinde hinausweist, schon allein deshalb, weil die Sache Jesu über sie hinausweist in die Welt. Die kleine Zahl von vier Prozent sollte uns keineswegs gleichgültig sein. Aber sie sagt noch nicht alles.

3. *Jetzt dringlich: Sich mit den Suchenden auf den Weg machen – für eine Kirche mit Blick für den Rand*

„Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge“ heißt die Veröffentlichung der jüngsten Mitglieder-Befragung der EKD. Die Protokolle der Interviews zeigen eine Vielfalt von Gruppen mit sehr unterschiedlichen Bezügen zur Kirche. Vor allem: Mehr und mehr scheint es üblich zu werden, dass Ungetaufte nicht nur einfach am kirchlichen Leben teilnehmen, sondern dieses in spezifischen Teilbereichen sogar entscheidend prägen, z.B. in Jugendgruppen. Nicht zuletzt dadurch entstehen auch

ganz neue Kommunikationsstile. Kirchliche Gruppen scheinen auch mehr und mehr zeitlich begrenzt zu entstehen und sich wieder aufzulösen, etwa wie eine Bürgerinitiative gebunden an ein bestimmtes Projekt. Wahrscheinlich gab es auch das irgendwie schon immer. Viele, sehr viele auch sieht man gar nicht: Schon seit dem 19. Jahrhundert pflegen über die Hälfte der deutschen evangelischen Kirchenmitglieder weder Kontakt zu einer Gemeinde noch besuchen sie den Gottesdienst oder nehmen irgendein anderes kirchliches Angebot in Anspruch. Auch das gehört zu Deutschland. Das heißt freilich nicht, dass wir auf dieses Phänomen stolz sein müssten. Aber es zeigt, dass wir eine gewisse Expertise haben: Schon lange haben wir die Zweifelnden und die Gleichgültigen in unseren eigenen Reihen mitgenommen, mit gutem Grund, nämlich in der Überzeugung, dass Kirche die Gewissen der Einzelnen nicht zu tyrannisieren habe. Zu diesen gesellen sich nun solche, die sich bewusst entschieden haben, Glied einer Gemeinde zu sein. Kirchenmitgliedschaft wird mehr und mehr Ergebnis von Entscheidungen, nicht mehr so sehr von Gewohnheiten. Man entscheidet sich dafür, und man hat sich auch zu rechtfertigen dafür gegenüber denen im Freundeskreis etwa, die nicht mitkommen. Und man hat in der Regel nicht nur Freunde, die mitkommen in die Kirche. Man kann auch überhaupt nicht mehr sicher sein, dass man einen Ehepartner bzw. eine Ehepartnerin finden wird, der/die mitkommen will. Kirche ist nicht mehr selbstverständlich – das wissen wir schon lange, und doch macht es Mühe, sich darauf ganz konkret einzustellen.

Jetzt dringlich ist die Entwicklung einer Kirchenkultur, die ernsthaft mit den Suchenden rechnet – ja: einer Kultur, in der sich die Kirchenglieder jeglicher Couleur frei und offen selbst als Suchende „outen“ und sich nicht als Gott-Spezialisten tarnen, die es nämlich gar nicht gibt. Christen sollten geoutete Suchende sein dürfen, die ihr Leben im Lichte der Barmherzigkeit Gottes zu gestalten versuchen. Jetzt dringlich ist eine Vielfalt, die einladende und lebendige Kirche sein will – und nicht eine Vielfalt von Beliebigkeit, in der das lebensweltlich bleibend Wichtige von Kirche erstickt wird. Weniger denn je kann das geschehen durch einfaches Hineinwachsen und Übernehmen von Glaubens-Haltungen, mehr denn je müssen wir hindurch durch das Dickicht von Anfragen und versuchter Neugestaltung von Lebenshaltungen hinein in eine selbstverantwortete oder zumindest selbst zumutbare Lebensgestaltung.

Ich vermute mal, dass darüber zu reden sein wird auf diesem Kongress: ob die Kerngemeinde nicht durchlässiger werden könnte für die verschiedenen „Kulturen“ am Rand, Anregungen von dort aufnehmend und Beteiligung ermöglichend. Und ob sie sich gar ausdrücklicher als Patin von Randgruppen verstehen lernen könnte.

4. Immerwährend dringlich: Mit den Kirchen Kirche sein

Auch dies ist keine neue Erkenntnis: In der Regel suchen sich junge Leute schon lange nicht mehr ihre Lebenspartner entsprechend der Kirchen- oder Religionszugehörigkeit aus. (Höchstens noch in evangelischen Pfarrfamilien ...) Nicht

wahr, das wissen wir doch? Wo aber spielt diese Erkenntnis wirklich eine Rolle in unseren Kirchen? Wo wird bedacht, dass Familien mehr und mehr konfessionell gemischt, mindestens zum Teil konfessionslos oder religiös gemischt zusammengesetzt sind? Dass die Mitglieder einer Kirche also zumeist mit einem Bein in einer anderen Kirche stehen? Dabei müsste es uns mindestens ein Anliegen sein, die innerchristliche Pluralität ernst zu nehmen. Die vier Prozent Gottesdienstbesucher zumindest sprechen es jeden Sonntag im Glaubensbekenntnis: Ich glaube an die heilige christliche Kirche. Über deren Heiligkeit will ich jetzt nicht reden – allein sei gesagt, dass hier die Heiligkeit Gottes gemeint ist, die in der Kirche wahrgenommen wird. Mir geht's jetzt um die christliche Kirche – die „katholische“, die allgemeine, heißt sie im griechischen Urtext. Es gibt nur eine davon in diesem Bekenntnis. Sollte damit etwa jeweils die eigene Konfessionskirche gemeint sein? Jeder glaubt an seine eigene heilige Kirche? Kann die Ortsgemeinde ganz allein für sich schon die eine christliche Kirche sein – wo das Evangelium recht verkündet und Sakramente recht gespendet werden? Was bedeuten ihr andere Gemeinden oder gar andere christliche Kirchen?

Unendlich viel, müsste die Antwort sein. Denn die Selbst-Verortung in der Gemeinschaft der anderen Kirchen ist eigentlich das Zeugnis für das Bekenntnis, dass nicht der Oberkirchenrat, sondern Christus das Haupt am Leib Christi ist. Dass Kirche nicht in Selbstgenügsamkeit versinkt, sondern sich herausfordern lässt durch andere Weisen, Kirche Christi zu sein. Vielfach herausgefordert: Möglicherweise zum Streit, zum geschwisterlichen Streit – gerade als geschwisterlicher kann der auch sehr verletzlich sein. Unbedingt zur gemeinsamen Klärung zerbrochener Beziehungen, von Schuld gar durch Verfolgung, die einen Prozess der Heilung der Erinnerungen erforderlich macht (wie er jüngst zwischen Lutheranern und Mennoniten in Gang gesetzt wurde). Verdrängung von Schuld, Gleichgültigkeit von fortgesetzter Verletzung und Entwürdigung der anderen – das ist der Gipfel von Selbstgenügsamkeit und nichts anderes als Sünde, die das Leben vergiftet, das eigene und das der anderen.

Aber keine Angst, nicht nur um die dunklen Seiten der zwischenkirchlichen Beziehungen geht es in der Ökumene: Immer wieder auch werden wir theologische und spirituelle Bereicherung erleben, so wir uns denn auf sie einlassen. Alles dies sind Beispiele für eine ständige Herausforderung zur Korrektur von Selbstgenügsamkeit, die – ich sag's noch einmal – nicht von ungefähr nach reformatorischem Verständnis die Wurzel von Sünde und entfremdetem Leben schlechthin darstellt. Wenn also schon nicht wegen der konfessionsgemischten Familien, so werden Sie um des auferstandenen Christus willen überlegen müssen, wie in Oldenburg die ökumenische Zusammengehörigkeit der Kirchen stärker sichtbar gemacht werden könnte. Es gibt einige Möglichkeiten ganz jenseits des Dialogs über Lehrstreitigkeiten: Kooperationen in der Katechese, im schulischen Religionsunterricht, in der Akademiearbeit. Mein persönlicher Traum wäre eine ökumenisch kooperative Pfarrer- und Pfarrerinnen bzw. Priesterausbildung. Das fiele uns nicht in den Schoß, sondern bedeutete, nicht nachzulassen im Gebet und im Eifer um die Einheit. Selbstgenügsamkeit wird ja nicht dadurch aufgesprengt, dass man sagt: Wir sind doch ökumenisch offen, nur die andern sind es nicht, da kann man eben

nichts machen. Das wissen Sie aus jedem Streit mit Freunden oder Ehepartnern, dass man so nicht weiterkommt. Erfahrbare Hindernisse in der Ökumene sind kein Grund, nachzulassen in schöpferischer Phantasie in der Verbundenheit mit dem gekreuzigten Auferstandenen. Ohne einander sind wir unvollständig und egozentrisch.

Keiner der Leuchttürme im EKD-Impulspapier „Kirche der Freiheit“ beschäftigt sich mit diesem Problem. Das Glaubensbekenntnis aber spricht ganz deutlich davon, wenn es heißt: Ich glaube an die eine christliche Kirche.

Was käme konkret dabei für Oldenburg heraus? Eine Landeskirche, die sich bis auf die Ebene der Ortskirchen hin bewusst nicht als Selbstzweck sieht, wird auch ein stärkeres Gespür für die Würdigung der anderen aufbringen können. Für den eigenen Rand, der ja schon fast die Mitte ist. Sie wird in der Aufmerksamkeit für die anderen außerhalb der eigenen Kirche gerade dort Christus erkennen. Sie wird Glaubensgespräche mit Menschen aus anderen Kirchen suchen, und sie wird dabei mitten im Traditionsabbruch in überraschender Weise bereichert werden: unter Erzieherinnen der kirchlichen Kindergärten, natürlich unter Religionslehrer/innen, unter den in Diakonie und Caritas Tätigen, unter Krankenhauseelsorgern, die übrigens schon lange eine Art von interkonfessioneller Supervision pflegen. Ich bin ganz sicher: Es wird spannend, so miteinander über Gott und die Welt nachzudenken. Versuchen Sie's mal!

5. Und zum Schluss: Die Kirche und ihre Sendung

In der ÖRK-Kommission für Glauben und Kirchenverfassung (Faith and Order), in der ich mitarbeite, treffe ich auf Vertreter verschiedener christlicher Kirchen aus der ganzen Welt – Evangelische, Katholische, Orthodoxe, Kopten, Armenier, syrisch-orthodoxe, Baptisten, Methodisten, Russisch-orthodoxe und sogar ein Pfingstler ist dabei. Es sind nicht nur Vertreter europäischer Kirchen. Sondern inzwischen kommt mehr als die Hälfte aus den sog. Ländern des Südens: aus Jamaika, aus afrikanischen Ländern, aus Indien. Und es waren diese Länder des Südens, die darauf gedrängt haben, dass wir dynamischer von der Kirchen reden sollten: Nicht so sehr von einem Haus, in das man hinein- und herausgeht, in dem man unter sich ist und die, die draußen sind, eben draußen sind. Sie wollten, dass wir von der Sendung der Kirche redeten. Sie alle, die sie weitgehend Kirchen vertreten, die aus der Mission hervorgegangen sind, wollen, dass wir die missionarische Dynamik der Kirche ins Zentrum stellen. Damit meinen sie aber gar nicht, dass die Kirchen möglichst viele neue Mitglieder gewinnen sollten. Sie meinen etwas anderes. Sie meinen: Die Kirchen sollten ihren Auftrag an der Welt erfüllen. Sie soll sich kümmern um Kontexte, in denen das Leben schwierig ist, in denen Menschen in einem Teufelskreis von Abhängigkeiten und Gewalt leben, in denen weltweite Gleichgültigkeit sie in Vergessenheit geraten lässt.

Mich hat das sehr beeindruckt. Gerade diese Kirchen in den Ländern des Südens haben ja einen weit höheren Anteil an sichtbaren Kirchenmitgliedern. Sie haben volle Gottesdienste und eine sichtbar lebensweltliche Frömmigkeit. Eigentlich

könnten sie zufrieden sein. Aber sie sagen: Das ist nicht das, womit wir anfangen sollten, wenn wir sagen wollen, was Kirche ist. Wir sollten gar nicht in der Kirche anfangen, sondern außerhalb von ihr: bei ihrer Sendung. Sie führen sie auf nichts weniger zurück als darauf, dass Jesus selbst vom Heiligen Geist gesalbt und gesandt worden ist von Gott, hin zu den Menschen, die in schwierigen Lebensumständen sind.

Ich möchte diesen Gedanken an den Schluss meiner Ausführungen stellen, damit er am längsten im Gedächtnis bleibt. Er zeigt Kirche noch einmal deutlich als Kirche für andere, wie es Dietrich Bonhoeffer ausdrückte, so, wie sie auch institutionell außerhalb der Kerngemeinde erscheint: als Diakonie, Krankenhausseelsorge, kirchliche Entwicklungsarbeit und einer verantwortlichen Mitarbeit in der gesellschaftlichen Lebensgestaltung. Der Zusammenhang zwischen diesen verschiedenen Dimensionen von Kirche wird stets deutlich zu halten sein. Auch die Ortsgemeinde ist Kirche für andere und durchaus nicht nur für sich selber da. Wie sie das in Oldenburg sein kann, das werden Sie heute und morgen herausfinden.

Ulrike Link-Wieczorek

(Ulrike Link-Wieczorek ist Professorin für Systematische Theologie und Religionspädagogik am Institut für Evangelische Theologie an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.)